

PENSION SCHÖLLER

PREMIERE

nach Carl Laufs & Wilhelm Jacoby
Regie: Martin Laberenz



AB DEM 23.3.2018

THEATER OBERHAUSEN

Pension Schölller

Auf dem berühmten „stillen Örtchen“ nahm Jacoby ein Stück zurecht-geschnittenes Zeitungspapier vom zweckdienlichen Drahthalter – da blieb sein Auge zufällig an einem Satzsetzen hängen: „... und er dünkte sich in einem Irrenhaus ...“; so las er flüchtig und war sofort fasziniert! Daraus könnte man doch etwas machen!

Philipp Klapproth möchte einen Abend in einer Nervenheilanstalt mit echten Verrückten verbringen. Sein Neffe Alfred soll ihm diesen Wunsch ermöglichen. Doch wie soll er das anstellen? – Alfred führt seinem Onkel mangels Alternativen die Pension Schölller als Ort für Geistesgestörte vor, in der Hoffnung, die extrovertierten Gäste des Hauses erscheinen für den Schwindel verrückt genug. Im wilden Durcheinander um normale Verrückte und verrückte Normale weiß am Ende keiner mehr, was gespielt wird.

„Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los.“ – Der dritte Akt spiegelt den zweiten nach Art des Goetheschen „Zauberlehrlings“: Die Geister, die Klapproth rief, wird er nun nicht los. Nachdem er in die Welt der „Verrückten“ eingedrungen ist, um sich auf ihre Kosten zu amüsieren, dringen diese nun in seine Welt ein. In Klapproths Wahrnehmung ist das ganz und gar nicht lustig, sondern eine ernsthafte Bedrohung seiner Existenz. Die Rache für den frivolen Wunsch, sich über Kranke lustig zu machen, folgt sozusagen auf dem Fuße – und da wir uns nicht bei Lessing, sondern in einem Schwank befinden, wird sie nicht mit Moral, sondern mit Slapstick und Komödienmechanik vollzogen.

Vielleicht halten Sie „normal“ für ein durchaus zugängliches, dank seiner Popularität selbstverständliches, in seiner Überlegenheit gegenüber dem Krankhaften unangefochtenes Wort. Normalität zu definieren sollte leicht sein, normal zu sein ein bescheidener Ehrgeiz. Weit gefehlt. Die Normalität wurde von allen Seiten schwer bedrängt und ist bereits erheblich dezimiert. Lexika liefern keine befriedigende Definition, Philosoph*innen streiten über ihre Bedeutung, Statistiker*innen loten sie unermüdlich aus, Psychoanalytiker*innen bezweifeln ihre Existenz und Ärzt*innen des Leibes und der Seele benagen sie eifrig von den

Rändern her. Die Normalität verliert jegliche Hebelwirkung – wenn wir nur tief genug bohren, wird wahrscheinlich jeder am Ende als mehr oder weniger „unnormal“ dastehen. Die lexikalischen Definitionen von „normal“ sind alle vollkommen und haarsträubend tautologisch: Um festzustellen, was normal ist, muss man erst wissen, was unnormal ist. Und raten Sie, wie „unnormal“ in den Wörterbüchern definiert wird: Es ist alles, was nicht normal oder regelmäßig oder natürlich oder typisch oder gewöhnlich ist oder von einer Norm abweicht. Ein hübscher Zirkelschluss – beide Begriffe werden ausschließlich als das Negativ des jeweils anderen definiert, eine echte Definition gibt es nicht und folglich auch keine klare Definitionsgrenze zwischen beiden.

Die Schaulust ist keine neue Erscheinung, die vom akuten Verfall der Kultur zeugt, sondern eine anthropologische Konstante, die in der Geschichte der Menschheit immer ihre Rolle gespielt hat. In der Antike wurden Stadien für Zehntausende gebaut, die gut gelaunt beobachteten, wie Menschen von wilden Tieren zerrissen wurden. In der frühen Neuzeit machten sich die Leute von weit her auf den Weg, wenn in der Kreisstadt eine Hexe verbrannt wurde oder der Henker mit dem Richtschwert ein Todesurteil vollstreckte. Immer wurden die Zuschauer*innen durch das grausame Spektakel, das ihnen geboten wurde, zum Verbündeten der Herrschaft, die ihnen zugleich drastisch vor Augen führte, was auch mit ihnen geschehen könnte. In neuerer Zeit wiederum ist die Anziehungskraft von Unfällen so groß, dass sich ein Katastrophentourismus entwickelt hat, der die Leute verlockt, just dorthin zu fahren, wo gerade Häuser oder Brücken eingestürzt sind, Autos zertrümmert, Menschen getötet wurden. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgendwo die Gaffer so eifrig wie selbstbewusst die Bergungs- und Rettungsarbeiten behindern und dabei offenbar von dem Verlangen getrieben wurden, ihre Anwesenheit am Ort des Schreckens zu dokumentieren und Bilder von diesem zu versenden. Das bringt die Zuschauer*innen, die früher von der Obrigkeit gerufen wurden, dem letalen Schauspiel beizuwohnen, heute mit dieser in Konflikt. Früher war die Anwesenheit erwünscht, weil er/sie als Zuschauer*in zum Untertan erzogen wurde, heute stört er/sie, denn die Obrigkeit will nicht mehr töten, sondern Leben retten.

Entstanden nach der Idee Wilhelm Jacobys (1855-1925), verfasst von Carl Laufs (1858-1900), wurde der Schwank „Pension Schölller“ 1890 am Wallner-Theater in Berlin mit großem Erfolg uraufgeführt. Zahlreiche szenische und filmische Bearbeitungen folgten, darunter drei Verfilmungen von Wilhelm Jacobys Sohn Georg (1930, 1952, 1960). Laufs überließ seinem Freund Jacoby die Hälfte aller Einnahmen, obwohl dieser textlich nichts beigetragen hatte. Beide waren Mitglieder im Mainzer Carneval-Verein und der Vereinigung Schlaraffia, die sich auch heute noch der Pflege von Lebensfreude, Freundschaft und heiterer Kunst verschreibt. Das schriftstellerische Wirken Laufs' und Jacobys steht in dieser närrisch-fröhlichen Tradition: Laufs, im bürgerlichen Leben reisender Vertreter, war als Autor von Lustspielen, Schwänken und Possen, beispielsweise dem Fastnachtsstück „Ein toller Einfall“ (1887), das später zur Operette umgearbeitet wurde, bekannt. Er lebte in Mainz, Göttingen und Kassel, wo er 1900 an einer Nikotinvergiftung verstarb. Der Buchhändlersohn, Zeitungsredakteur und Lokaldichter Jacoby verfasste gesellschaftskritische Satiren, Possen und Opernlibretti, beispielsweise „Die Fürstin von Athen“ (1883) „Der Dukatenprinz“ (1895) und „Die beiden Husaren“ (1913).

„Pension Schölller“ zählt, obwohl fälschlicherweise von Laufs als Posse bezeichnet, zum humoristischen Genre des Schwanks. Dieses zeichnet sich durch kuriose, teils unrealistische Verwicklungen aus, die Chaos in eine heile bürgerliche Welt bringen, schließlich aber durch den Witz der sympathischen, dem Publikum ähnlichen (Anti-)Helden aufgelöst werden können. Identitätsverwirrungen, Verwechslungen und bizarre Kontraste gehören zum festen Inventar der mechanischen Situationen, in die sich die wortgewandten Figurentypen mit ihren plakativen Eigenheiten verstricken. Die kurzfristig ins Wanken geratene Ordnung kann schließlich wieder hergestellt werden. Besondere Popularität erlangte die durch und durch bürgerliche Gattung zwischen 1850 und der Wirtschaftskrise 1929, bis sie in den

1950er- und 60er-Jahren durch Boulevardbühnen, Film- und Fernsehbearbeitungen eine regelrechte Renaissance erlebte.

Einst genossen die Berliner „Gesellschaften“ einen einzigartigen Ruf. Es gab musikalische, ästhetische, philosophische Zirkel, in deren Mittelpunkt die Eigner gefeierter Namen standen: Tieck, Schelling, Eichendorff, Humboldt und andere. Der Glanz dieser berühmten Salons erlosch. Die Berliner Geselligkeit hat jedoch nicht aufgehört, nur jene schönggeistigen Salons sind verschwunden. Dagegen hat die Gesellschaft, in der Oberflächliches geschwätzt, Mittelmäßiges musiziert und ohne wahre Begeisterung vielleicht auch noch getanzt wird, eine bemerkenswerte Verbreitung selbst in jenen Kreisen gewonnen, die sich sonst keinen Aufwand erlauben zu dürfen glaubten. Die Nachsicht, die man gegenseitig übt, erleichtert das Mitmachen der Mode selbst für solche Familien, die sich nur vorübergehend in der Hauptstadt aufhalten, oder aus irgend einem anderen Grunde eine Wirtschaft nicht führen: zwei bis drei Wohnräume, die sich sehen lassen können, stehen bald zur Verfügung, und die Mietinstitute, deren Tätigkeit gerade eben jetzt beginnt, sind vortrefflich organisiert. Unter dem Schutz der Dämmerung fährt der Wagen des Leihinstituts vor, und im Nu sind Tafelaufsätze, zwiebelgemusterte Service und ein Nibelungenhort von Bestecken in die „Gesellschaftsräume“ hinaufgeschafft; Tische, Stühle, Leuchter und Lampen folgen – wenn man will, auch Bilder. Ach, wenn es doch soweit käme, dass diese Institute auch noch die schützende Begleitung einzelner Damen, welche in weit entfernten Stadtteilen wohnen, übernehmen wollten! Diese bürgerliche „Gesellschaft“ ist als schädlicher Auswuchs unserer großstädtischen Verhältnisse hingestellt und in letzter Zeit auf der Bühne bis zum Überdruß gezeißelt worden. Man hat wahre Karikaturen von Gesellschaften inszeniert und der gute Ruf der reichshauptstädtischen Geselligkeit mag durch diese Zerrbilder nicht gehoben worden sein.

Ich halte alle Menschen solange für verdreht, bis ich unzweifelhafte Beweise des Gegenteils habe.

→ Emanuel Mendel, deutscher Neurologe und Psychiater

Pension Schöller

Posse nach Carl Laufs und Wilhelm Jacoby
in einer Fassung von Martin Laberenz und Meike Sasse

Philipp Klapproth	Jürgen Sarkiss
Ulrike Sprosser, seine Schwester	Ronja Oppelt
Ida & Franziska, ihre Töchter	Ayana Goldstein
Alfred Klapproth, sein Neffe	Mervan Ürkmez
Direktor Schöller	Klaus Zwick
Amalie Pfeiffer, seine Schwägerin	Ronja Oppelt
Friederike, ihre Tochter	Ayana Goldstein
Eugen Rümpel	Christian Bayer
Josephine Krüger	Banafshe Hourmazdi
Fritz Bernhardt	David Simon
Gröber, Major a.D.	Torsten Bauer
Kissling, Musiker	Peter Engelhardt
Musiker	Jan Klare, Martin Thissen/Martin Engelbach

Regie: Martin Laberenz; Bühne: Peter Schickart; Kostüme: Aino Laberenz; Musik: Peter Engelhardt; Dramaturgie: Meike Sasse

Regieassistentz: Emel Aydoğdu; Bühnenbildassistentz: Ines Loska; Kostümassistentz: Anna Ignatieva; Regie-
hospitantin: Sophie Stocker; Theaterpädagogik: Anke Weingarte; Technischer Direktor: Bodo von Husen;
Licht: Jürgen Marzotko, Alexandra Sommerkorn; Ton: Philipp Schmidt (Leitung), Simon Vieth; Bühnenmeister:
Andreas Elfers; Maske: Thomas Müller (Chefmaskenbildner), Ilka Freiin von Forstner, Markus Hahn, Jürgen
Korkesch; Werkstätten: Andreas Parker; Gewandmeisterei: Daphne Kitschen; Ankleiderinnen: Bärbel Klose,
Anja Markstein; Requisite: Rainer Taegener (Leitung), Judith Bayer, Roman Firgau; Soufflage: Markus Henkel;
Inspizienz: Stephanie Simons

Quellen: 1. Nach einem Brief von PH.R. Kepplinger, Mainzer Stadtarchiv; 3. Til Wykes, „Was ist normal und
was nicht? Der Teich der Normalität schrumpft zu einer kleinen Pflütze zusammen“, in: Allen Frances (Hg.),
„NORMAL: Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen“, Köln 2013; 4. Karl-Markus Gauß, „Gaffer“, in:
www.sueddeutsche.de, 28. Juli 2017; 5. Sophie Seidler, Programmheft „Pension Schöller“ Burgtheater Wien,
Spielzeit 2016/17; 6. Paul von Schonthan, „Unser Briefpapier“, in: „Die Gartenlaube“, Berlin 1887, Nr.5. Die
Texte sind zum Teil in sich gekürzt. Die Rechtschreibung wurde behutsam angeglichen

Herausgeber: Theater Oberhausen, Will-Quadflieg-Platz 1, 46045 Oberhausen
Telefon: 0208/85 78 184; besucherbuero@theater-oberhausen.de
Intendant: Florian Fiedler
Redaktion: Meike Sasse
Gestaltung, Titelbild: moxie.de
Foto: Ant Palmer
Auf dem Foto v.l.: Ayana Goldstein, Banafshe Hourmazdi
Druck: Druckverlag Kettler

WDR 3

MITGLIED DER **RUHR**
BÜHNEN []

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



PENSION SCHÖLLER

PREMIERE

nach Carl Laufs & Wilhelm Jacoby
Regie: Martin Labrenz



AB DEM 23.3.2018

THEATER OBERHAUSEN